

Heimat und Ferne

Beilage zum Teltower Kreisblatt.

Herausgegeben unter Mitwirkung des Heimatmuseums-Vereins Kreis Teltow.

Nr. 10

Montag, den 29. Mai

1933

Ueber die ersten Anfänge von Mittenwalde

Von D. Liebchen, Großziethen.

Der Mangel an Urkunden aus der Zeit der Kolonisation bewirkt, daß wir über die Entwicklung der märkischen Ortschaften nur sehr ungenügend unterrichtet sind. Zweifellos entstand ein großer Teil der Städte unter dem Schutze von Burgen. Das war sicherlich auch bei Mittenwalde der Fall. Frühere Historiker versuchten nun, sich ein Bild von dem ersten Anfänge dieses Gemeinwesens zu machen, und schritten zu Hypothesen, die wir ablehnen, deren Tatsachenmaterial jedoch uns wichtige Fingerzeige gibt. Aus diesem Grunde sind Angaben, die aus älterer Zeit stammen, vor besonderer Bedeutung. Eine solche Nachricht aus dem Jahre 1714¹⁾ lautet, „daß solche (die Neum Heden) erbaut worden, als einst eine Königin von Schweden Mittenwalde belagerte und an dem Stadtbusch einen Berg aufwerfen lassen, so heutigen Tages der Pennigsberg geheißt wird. Man kann aber hierauf nicht allzu sicher bauen, inmassen wir nichts Spezielles desfalls anzuführen wissen, außer daß die Wälle an der Stadt und der Berg an dem Busch auch heute noch zu sehen. Zwischen diesen sogenannten Neum Heden und dem Pennigsberg liegt ein grüner Fleck oder Platz; ringsum sind Gärten, so die Alte Stadt bis auf heute noch genannt wird. Als einst ein Bürger, Tobias Clemens genannt, einen Graben in seinem Garten gezogen, hat er eine Lörche mit Pech darin gefunden, ohne daß jemand weiß, wie sie dahin gekommen. Weil aber das Pech nicht mehr zu gebrauchen, haben sie nur ein Stück zur Probe genommen und das übrige liegen lassen“. An einer anderen Stelle heißt es: „Wiel vermutlich aber ist, daß beide, sowohl der Pennigsberg als die Neum Heden, zur Belagerung der Alten Stadt aufgerichtet, selbige auch endlich zerstört worden und nichts weiter als der Name der Alten Stadt übrig geblieben, an dessen Stelle aber das jetzt stehende Mittenwalde erbaut worden.“

Die Ueberlieferung spricht, wie aus dem Gesagten hervorgeht, davon, daß die Stadt — anscheinend zur Zeit der Kolonisation — eine andere Lage gehabt haben soll. Da jedoch darüber, wo die Altstadt gelegen habe, die Meinungen auseinandergehen, ist es notwendig die Angaben einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Die Lage des Pennigsberges ist bekannt. Wenn es gelingt, zu erfahren, wo den „Neum Heden“ gelegen haben, wird auch die „Altstadt“ genauer bestimmbar sein, denn es heißt: „An dem Stadtbusch liegt . . . ein gewisser Hügel, der Pennigsberg genannt, zwischen welchem und den Neum Heden nächst dem Stadtwall die sogenannte Altstadt liegt.“ Der Ausdruck „nächst dem Stadtwall“ bezieht sich ohne Zweifel auf die „Neum Heden“. Die Einhebung des Gebietes ist sicherlich unter dem König Friedrich Wilhelm I. vor sich gegangen, der 1717 den Befehl gab, Wälle und Gräben der Stadt zu beseitigen, um dort für die Bürgerlichkeit Gärten herrichten zu lassen. Es ist mithin nicht ausgeschlossen, daß bei diesen Bemühungen, nutzlos daliegendes Gelände der Bebauung zu unterwerfen, auch die „Neum Heden“ zum Opfer gefallen und daß deren Erdmengen wohl teilweise in die Stadtgräben gelangt sind. Mein Augenmerk richtete ich deshalb besonders auf diejenigen Stellen der Stadtgräben, die etwas höhere Aufschüttung zeigten. Das war in dem Gebiet westlich vom Hausgrabenberg der Fall. Der dort liegende Garten lag ein wenig höher als die benachbarten. Diese Tatsache ist also bemerkenswert.

In den angezogenen Aufzeichnungen findet sich denn noch folgende Stelle: Die Stadt sei „mit Wall und zweifachem Graben umgeben, die auch südwestwärts an einen Ort, den man die Neum Heden heißt, sich noch weiter erstrecken, wiewohl dieselben vor diesem einen andern Nutzen gehabt haben mögen, wie wir allererst gesehen“. Es waren also Gräben und

Wälle nicht nur um die Stadt, sondern auch um die „Neum Heden“ gelegt, die Befestigungen also dem Anschein nach eng miteinander verbunden. Zweifellos konnte man in früherer Zeit am Rande des äußersten Stadtgrabens entlang gehen, aber man mußte dann vermutlich, wenn man in die Gegend der „Neum Heden“ kam, diese erst nach Westen umgehen, um wieder an den Stadtwall zu kommen. Diese Ueberlegung erschieß mir zur Lagebestimmung des in Frage kommenden Platzes von Wichtigkeit zu sein, wenn man bedenkt, daß Wege Jahrhunderte hindurch unverändert bleiben. Heute noch führt der „Grüne Weg“ an der Westseite des Stadtgrabens entlang. Ersterer geht aber dann westlich vom Hausgrabenberg nicht parallel der Stadtmauer, sondern läuft fast rechtwinklig in westlicher Richtung nach dem Schützenplatz. Diese Richtungsänderung mußte meiner Ansicht nach ein schwerwiegender Grund bestimmt haben, und dieser ist — wie ich früher vermutete — in dem Hindernis, den die Gräben und der Wall der „Neum Heden“ boten, zu sehen. Durch diese Ueberlegung schien mir die Nordseite der „Neum Heden“ bestimmt zu sein. Diesen Erwägungen gegenüber teilte mir Herr Propst Sandmann freundlichst mit, daß der Verbindungsweg zwischen Schützenplatz und dem Grünen Wege erst neueren Datums sei. Damit gilt der Versuch, die Nordgrenze der Neum Heden zu finden, als gescheitert. Die Originalmestischkarte von der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat noch nicht einmal die Paul-Gerhardt-Straße richtig gezeichnet, so daß die Zeichnung als unzuverlässig gelten muß. Indessen ließ sich meine Vermutung auch nicht durch die Karte von 1778 bestätigen.

Bei einer weiteren Nachprüfung meiner Materialien fand ich die Bemerkung aus dem Jahre 1756: „In der Stadt am Mühlenort liegt der Hausgrabenberg und nicht weit davon die Neum Heden“. Aus den angeführten Tatsachen läßt sich nur die ungefähre Lage der Neum Heden feststellen, da die Einhebung des Geländes südwestlich der Stadtmauer zu gründlich, auf Befehl des Soldaten Königs, vorgenommen wurde.

Eine andere Frage ist die nach der Bedeutung der genannten Stelle. Der Volksmund sprach — wie aus den obigen Angaben hervorgeht — von einer Schanze, die die Schweden bei einer Belagerung angelegt hätten, um der „Altstadt“ Schaden zuzufügen, der Geistliche der Stadt, dem wir die erste Niederschrift der „Chronik“ verdanken, von einer Befestigung, die die Altstadtbewohner zu ihrem Schutz aufgeworfen hätten. Bemüht man sich um etwaige Ueberreste im Stadtgraben westlich vom Hausgrabenberg, so findet man zahlreiche unverzierte vorgeschichtliche Scherben. Sie legen es nahe, das Gelände auf einen Burgwall oder eine Siedlung zu untersuchen. Sicherlich stammen die hier zu machenden Funde nicht aus der abgefahrenen Erde des Hausgrabenberges, da dieser vom Stadtgraben durch die Stadtmauer getrennt war.

Doch möchte ich ungeachtet der vorgeschichtlichen Merkmale, deren Untersuchung gewiß wesentliche Ergebnisse zeitiger würde, zu einer weiteren Hypothese greifen. Die „Neum Heden“ lagen in unmittelbarer Nähe des Hausgrabenberges. Dieser befand sich jedoch innerhalb der Stadtmauer. Das Wort „Haus“ bedeutete in früherer Zeit eine Befestigungsanlage. Hier innerhalb der Stadt, so könnte man folgern, lag eine Burg, die, wie der Name des Ortsteils verrät, ehemals von Gräben umgeben war. Somit lagen zu beiden Seiten der Stadtmauer in unmittelbarer Nähe zwei Befestigungen. Dieser Umstand gibt Anlaß zu weiteren Erwägungen und läßt meiner Ansicht nach die Folgerung zu, daß ehemals die beiden Befestigungen eine Einheit bildeten. Die Burg von Mittenwalde erstreckte sich sicher über das Gebiet des südwestlichen Teiles der mittelalterlichen Stadt hinaus in Richtung auf das Schützenhaus und beherrschte damit zwei Straßen: die von Baruth nach Berlin oder Köpenick und die von Zossen nach Königs- wusterhausen. Allem Anschein nach hat an dieser Stelle schon in vorgeschichtlicher Zeit eine Sicherung des Überganges stattgefunden. Nach den in den Sammelmappen des Märkischen Museums gemachten Notizen fanden sich am Hausgrabenberg

¹⁾ Belmanns Nachlaß, Jedels Teltowgraphie und die „Chronik“ der Propstei.

²⁾ Die „Neum Heden“ gehörten der Stadt und dienten der Holzgewinnung. Nach einer Rechnung von 1645/1646 luden dort die Hausleute, die der Stadtkämmerei zu Diensten verpflichtet waren, neun Eichenstämme auf zur Verwendung bei den Scheunen des Rats und des Kaplans.

„wendische“ Gefäßscherben, Knochenabfälle, ein Pfriem und Feuersteinmesser.

Wenn das Burggelände durch den Stadtgraben in zwei Teile zerlegt wurde, läßt sich nicht ermitteln. Es wäre denkbar, daß in ältester Zeit Burg und Stadt von gemeinsamen Wällen umgeben waren; doch erwies es sich sicherlich zweckmäßiger, die beiden Siedlungen voneinander zu trennen. Im letzteren Fall wären wohl die Burggräben fast bis an die heutige Bergstraße³⁾ und die Baruther Vorstadt gegangen. Bei den Ausschachtungsarbeiten, die beim Bau des Hauses Dorfstraße Nr. 36 (des Uhrmachers Heubed) vorgenommen wurden, stieß man auf Wahlfeste, die vermutlich mit der Burg zusammenhängen. Als die Stadtmauer gebaut wurde, konnte die ganze Burg auf keinen Fall in den Mauerring einbezogen werden, da dann dessen Umfang unverhältnismäßig größer ausgefallen wäre. Hätte man sie davon ausgeschlossen, so wäre der Ring dicht an der heutigen Bergstraße verlaufen. Wollte man die ovale Form der Mauer bekommen, so mußte der östliche Teil des Burggeländes der Stadt überlassen werden. Die Burg wäre dann ganz auf das Gebiet der „Neun Heden“ beschränkt geblieben. Doch erscheint die Verlegung des Schwerpunktes der Burg von der nord-südlich verlaufenden wichtigen Straße fort sehr zweifelhaft. Zudem wäre der Name „Hausgrabenberg“ eher auf die „Neun Heden“ übergegangen. Da also eine Beschränkung der Burg auf die Gärten östlich vom Schützenhaus unwahrscheinlich ist und der Name eines „Häufes“ mit dem Gelände innerhalb des Mauerringes auch weiter verknüpft blieb, so bleibt nur die Annahme übrig, daß die Stadtmauer errichtet wurde, als die Burg aufgehört hatte zu bestehen, bzw. als die Stadt mit ihren verstärkten Befestigungsanlagen die Verrichtungen der Burg übernahm. Als Mittenwalde noch ungenügend geschützt war, konnte die Burg in der Zeit ihrer Besetzung sehr gut die Aufgabe eines Stadttortes übernehmen und dem Feinde das Eindringen in den Ort verwehren⁴⁾. Als sie aufgegeben wurde, blieben ihre Gräben und Wälle nutzlos, und es erwies sich als nötig, den Teil der Stadtgräben, der in der Gegend der heutigen Bergstraße oder weiter nördlich verlief, weiter südlich mitten durch das ehemalige Burggelände bis in die gleiche Höhe wie die im Südosten befindlichen Gräben der Stadt zu legen.

Da die Lage des Bemigsberges festliegt und auch die Stelle der „Neun Heden“ mit ziemlicher Genauigkeit angegeben werden kann, so ist für die Bestimmung der „Altstadt“ die Angabe wichtig: „... der Bemigsberg, zwischen welchem und den Neun Heden nächst dem Stadtwall die sogenannte Altstadt liegt.“ Aus dem angeführten Relativsatz könnte man entnehmen, daß letztere von den beiden genannten Orten etwa gleich weit entfernt läge. Es wäre die „Dorfstelle“ am Müder, die 500 Meter westlich der Stadt liegt, mit der Altstadt gleichzusetzen, da in dem angezogenen Bericht die vor-

geschichtlich bemerkenswerten Stellen angeführt werden, die „Dorfstelle“ jedoch unerwähnt bleibt. Hier auf der „Dorfstelle“⁵⁾ findet man, wenn nachgegraben wird, auf jeden Fall „Beherde“. Das Verschweigen des Namens „Dorfstelle“ könnte darauf hindeuten, daß sie mit der „Altstadt“ identisch sei. Diese Auffassung erweist sich aber als unwahrscheinlich, wenn man den Besitzverhältnissen nachgeht. Die „Dorfstelle“ gehörte, wie aus einer Streitigkeit von 1775 und aus einer Karte von 1812 hervorgeht, zum Amt Gallun, das in Mittenwalde eine Meierei besaß, die vermutlich westlich vom Schulhof und dem Stadtgraben am „Grünen Weg“ lag und den Namen Vogelsang trug. Die „Altstadt“ gehörte dagegen der Stadt, wie aus dem Erbpächterkontrakt mit dem Maulbeerbaum-Pächter Hinderlin aus dem Jahre 1730 hervorgeht. Nach diesem Vertrag sollten 100 Maulbeerbäume in die „Altstadt“ gepflanzt werden. Es heißt in dem Schriftstück: „Erbpächter darf auch nicht die Gräber berühren, sondern bleibt der Kommune vorbehalten“. Aus dem Gesagten geht hervor, daß „Dorfstelle“ und „Altstadt“ verschiedene Besitztümer hatten. Letztere kam kaum nördlich von den „Neun Heden“ gelegen haben, da dieses Gelände — wie die Karte von 1812 ausweist — fast ganz zur Meierei gehörte. Man ist heute noch die Stadt im Besitz von Gelände, das dicht an die „Neun Heden“ grenzt und wie 1714 „ein mit Gärten umgebener Platz“ ist und das wie zur Zeit des Erbpächterkontrakts von 1730 „Gräber“ aufweist und noch mit Bäumen bestanden ist. Zudem liegt die Stelle von den „Neun Heden“ aus gerechnet in Richtung auf dem Bemigsberg. Die Gärten, die um den grünen Platz herumliegen, heißen heute noch Altstadtgärten. Von ihm kommt der ehemalige Propst, dem wir die Unterlagen zu diesen Betrachtungen zum Teil verdanken, von seinem Standpunkt aus mit einem gewissen Recht annehmen, daß „die Neun Heden zur Defension der Stadt erbaut worden“. Denn die „Neun Heden“ und die „Altstadt“ lagen dicht nebeneinander. Die Stelle, die ich als „Altstadt“ annehme, ist der heutige Schützenplatz.

Die Lage der „Altstadt“ ist, wie sich aus diesen Betrachtungen ergibt, mit ziemlicher Sicherheit festgestellt. Wenn man aber nicht zu falschen Schlussfolgerungen kommen will, muß man sich vergegenwärtigen, daß für uns zunächst ein Flurname gewonnen ist. Sucht man das Gelände, soweit nicht der Rasen daran hindert, ab, so findet man keine Scherben. Nur ein paar Feuersteinspäne gabem mir Kunde aus der Vorzeit. In der Richtigkeit der Beobachtungen, wie sie um 1700 gemacht wurden, braucht nicht gezwweifelt zu werden. Sowohl „Beherde“ als auch Steinmengen können auf der „Altstadt“ gefunden worden sein. Nur die Folgerungen bedürfen einer kritischen Beleuchtung. In einer Zeit, in welcher es eine Vorgeschichtswissenschaft noch nicht gab, konnte man unter Umständen einen Schluß von der „Beherde“ auf das Vorhandensein einer mittelalterlichen Stadt machen. Heute sprechen wir solche Funde als Zeugnisse einer vorgeschichtlichen Siedlung an. Die schwarze „Beherde“ ist weiter nichts als eine Feuerstelle, die ihre Färbung dem Reichthum an Holzkohle verdankt, oder ein ehemaliger Pfosten, der mit Holzkohle zum Schutz gegen Fäulnis umgeben war. Es fragt sich nur, in welche Zeit die Siedlung fällt. Die in meinem Besitz befindlichen Feuersteinstücke lassen vermuten, daß vor mehr als 4000 Jahren eine Wohnstätte dort stand. Fasse ich meine Betrachtung vorläufig in einem Satz zusammen, so läßt sich folgende Behauptung aufstellen: Der Gewährsmann, dem wir die Beobachtungen verdanken, ist möglicherweise nicht auf Grund einer geschichtlichen Ueberlieferung zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Gegend südwestlich der Stadt das ehemalige Mittenwalde gewesen sei, sondern die Ueberreste aus der Vorzeit haben hier die Altstadt vermuten lassen. Der Mangel an frühmittelalterlichen Scherben auf dem Schützenplatzgelände würde uns heute nicht veranlassen, hier eine Siedlung aus dem 13. Jahrhundert zu suchen. Das Dunkel, das hier aufgehellt werden könnte, wäre nur durch eine Grabung besonders an den Stellen zu erreichen, die mit Gras bewachsen sind. Prof. Kieckhefer will zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß die Altstadt unmittelbar westlich der Stadt gelegen habe (siehe „Teltower Kreis-Kalender 1930“). Auch in meinem Besitz findet sich von diesem Gelände Keramik. Es müßte aber erst der Nachweis gebracht werden, daß es sich um solche aus der Kolonisationszeit handelt. Dann aber ist noch die Frage zu prüfen, ob nicht durch die Anlage von Stadtmauer und Wall die Stadt eine Veränderung ihrer Form erlitten hat und das „Kolonialschema“ erst ein Erzeugnis einer späteren Zeit ist. Zudem geht es nicht an, auf Grund von Scherbenfunden einen Flurnamen mit einer andern Stelle der Gemarkung zu verknüpfen. Wollte man so verfahren, so könnte man auch die Altstadt in das Scheunenviertel verlegen. Fidiuin verknüpft das Altstadtproblem mit der Frage, von welcher Seite die Kolonisation ausgegangen sei, und ist der Auffassung, daß die Deutschen zunächst, als der Teltow noch wendisch war, von Süden vorgestoßen seien.

⁵⁾ Auch die „Dorfstelle“ ist, wie die Oberflächensfunde erweisen, von Wenden besiedelt gewesen.

³⁾ Die Bergstraße hat vermutlich nicht in Erinnerung an die Burg ihren Namen erhalten, sondern weil ein Berg, über dessen Bedeutung man sich nicht klar war, in dem südwestlichen Teil der Stadt lag.

⁴⁾ Es bleibt die Frage offen, ob noch ein Bauwerk von der Burg sich bis in die neueste Zeit hinüber gerettet hat. In dem noch vorhandenen und zum Teil abgetragenen Hügel neben der Stadtmauer liegt ein Wohngebäude, dessen Erdgeschloß ohne Zweifel ehemals ganz im Boden als Keller gelegen hatte. Hinsichtlich der Bedeutung des Ueberrestes lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Um 1780 werden ein Lusthaus und eine Promenade in dem Gelände erwähnt, die dem Magistrat zur Verfügung standen, und als Friedrich Wilhelm I. als Kronprinz in Mittenwalde seine „Langen Kerls“ einzerzierte, hielt er sich in der Gegend gern auf und ließ sich „Löwings“ erbauen. Ob die vorhandenen Kellermauern aus dieser Zeit oder aus dem Mittelalter stammen, ist ungeklärt.

Bedmann berichtet, daß die Stadt zwei Durchgänge hatte, das Berliner und das Mühlenlor, „von welchem das letztere, wie viele andere Städte, ein zugemauertes, so durch den Turm gingen, neben sich hat“. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß dieser ehemals zur Burg gehörte und später die Aufgabe übernahm, den Eingang zur Stadt zu verwehren, und daß man das Tor, welches den alten Ausgang aus der Burg darstellen könnte, nunmehr als überflüssig zumauerte. Im Jahre 1782 wurde nur ein Turm am Mühlenlor abgebrochen und das Steinmaterial zum Teil zum Bau der Wachthäuser für die Feldjäger zu Fuß verwendet. Vielleicht erfolgte der Abbruch, um Platz für eines der militärischen Gebäude zu machen. Dann käme als Standort des Turmes aber die östliche Seite der Straße in Betracht, und damit wäre die Annahme, der Turm sei ein Ueberrest der Burg, haktlos. Das frühere zugemauerte Tor erklärt sich zwanglos als eine alte Durchfahrt, die sich aber im Laufe der Zeit als ungenügend und lästig — ähnlich wie heute noch beim Berliner Tor — erwies und durch ein neues größeres Tor dicht neben dem Turm ersetzt wurde. Vgl. Abbildung der Reste des Mühlentores nach einer Bastelzeichnung im Besitz von Herrn Bruno Mertens, Mittenwalde („Teltower Kreis-Kalender 1925“).

Der Superintendent Bräun in Mittenwalde hatte ihm in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Abschrift der etwa 1713 zusammengestellten „Chronik“, auf deren Material ich mich am Anfang des Aufsatzes gestützt habe, mit Erläuterungen zur Verfügung gestellt. Aus den Mitteilungen entnahm ich, daß die Altstadt am Mühlenberg südlich der Stadt gelegen habe. Hier liegt eine falsche Auslegung zugrunde, und infolgedessen sind alle Schlüsse, zu denen der Historiker kommt, haktlos. Er nimmt sogar an, daß die Bewohner der angeblich südlich der Motte liegenden Altstadt, um sich gegen die wendische Burg auf dem Hausgrabenberg zu verteidigen, eine Befestigung auf dem Bernigsberge, dessen wendischer Charakter jetzt unzweifelhaft feststeht, zu ihrem Schutz errichtet hätten. Zu solchen Fehlschlüssen konnte nur kommen, wer die Verhältnisse überhaupt nicht kennt. Schon die weite Entfernung des Bernigsberges von der an einem falschen Ort gelegten „Altstadt“ kann einen Schutz der angeblich deutschen Siedlung nicht gewährleisten. Zudem liegen, was Fidiu nicht einmal weiß, seine „Altstadt“ und der Bernigsberg an zwei verschiedenen Ufern der Motte. Den Fehler, der Fidiu macht, übernimmt Späth in seiner Geschichte des Kreises Teltow I, 54. Er fügt dieser Unrichtigkeit eine Annahme hinzu, indem er eine Burg auf dem Mühlenberg verlegt, die von den Markgrafen von Meißen angelegt worden sei. Bei dem Abhugen der Kuppe konnte ich keinen Anhaltspunkt finden, und doch mußte sich

ein solcher finden, wenn auch der Berg 1813 durch die Befestigungsanlagen eine starke Veränderung seiner Oberfläche erfahren hat. Sello hat wenigstens eine Generalstabskarte zu Rate gezogen, und er ist, weil diese auffälligerweise die „Altstadt“ in die Gegend westlich der Stadt verlegt, zu anderen Schlüssen gekommen. Nach ihm lag die Burg isoliert von der Altstadt. Letztere sollte nach seiner Vermutung eine wendische Niederlassung sein, deren Bewohner in Kriegzeiten den Burgwall aufgesucht hätten. Eine solche Behauptung ist äußerst überflüssig, da Sello sich nicht die Mühe gegeben hat, die in Frage kommenden Stellen abzusuchen, und er auch nicht die Untersuchungsmethoden der Vorgeschichte kannte.

Die Darlegungen von Fidiu, Sello und Späth ergeben, daß man sich nicht auf Beobachtungen und Folgerungen anderer allein stützen soll. Meine Kritik zeigt damit ein durchaus negatives Ergebnis, nämlich die Ablehnung der Altstadtheorie. Man wird dann vielleicht folgern: Mittenwalde sei von dem Kolonistator der Gegend ganz aus wilder Wurzel entstanden, ohne einen deutschen Vorgänger. Dieser Schluß ist unrichtig. Es gilt also, das Problem der Entstehung des Ortes von andern Gesichtspunkten anzufassen und mit besseren Methoden der Forschung zu einem gesicherten Resultat zu kommen.

(Schluß folgt.)

Otto von Ranke als Pfarrer von Gütergoh

(1878—1882)

(Schluß.)

Mitgeteilt von Dr. Bernhard Hoef

Mit einigen befreundeten Pastorenfamilien habe ich von Gütergoh aus gern verkehrt, so mit dem Sup. Lange in Teltow, dem ich öfters in Stahnsdorf begegnet war. Er war ein sehr heftiger und kräftiger Parteimann. Er gehörte zu der Mittelpartei, welche damals in der evangelischen Landeskirche das Regiment absolut führte. Wir gegenüber nahmen sich Lange doch sehr zusammen, wenn ich auch die heftigen Ausfälle gegen die Hegelei und die Kögelei und die Stöckerei mit anhören mußte. Einst waren wir zu einer Abendgesellschaft, einem Landkränzchen, geladen. Sehr eigentümlich gestaltete sich das Abendessen. Eine Pfarrfrau hatte das Mißgeschick, ein Glas Rotwein auf die reine, weiße Tischdecke zu verschütten. Da erzählte nun ein Pfarrer (natürlich nicht der Gemahl) eine Anekdote, nach welcher durch ein solch verschüttetes Glas Wein eine Familie ein besonders glückliches Ereignis, ich glaube es war eine Verlobung, zu begrüßen hatte. Ein zweiter erzählte, es sei kein Unglück, ein Glas Rotwein zu verschütten, man könne den Fleck jetzt leicht herausbringen. Ein dritter erzählte etwas Weiteres. Da erhob sich der Amtsbruder und bat, doch diese Erzählungen aufzugeben, seiner Gattin müsse es auch sehr genant sein, daß dies kleine Vorkommnis zu einer so breiten Auseinandersetzung Veranlassung gegeben habe. Er bat deshalb, auf das verschüttete Glas nicht weiter zurückzukommen, das verletz das Ehrgefühl seiner Gattin.

Ein andermal fuhren wir nach Gröben und besuchten den B. Wendland dortselbst. Dort traf ich den Regierungsassessor Steinhausen, unseren jetzigen Konsistorialpräsidenten; auch den neuen Pfarrer von Ahrensdorf, Sup. Mellin, haben wir besucht und uns an seiner Gemahlin, die den kleinen Mellin um eine Haupteslänge überragte, und an ihren geistvollen Gesprächen sehr erfreut.

Der Bezirksschulinspektor war zu Gütergoh der Pfarrer Dressel in Saarmund, noch aus der alten rationalistischen Schule, sehr brav und fleißig in seiner Art. Mir war er nicht zugegan. Fast bei jeder Konferenz hatte er etwas zu bemängeln. Ich erinnere mich, daß wir wegen Postausgaben in Streitigkeiten kamen. Er war überaus korrekt in all seinem Tun, aber es fehlte ihm doch das Eine, das not ist. Nur einmal habe ich ihn im Talar gesehen, er fungierte bei dem Begräbnis des alten B. Sewelle in Ahrensdorf. Da sprach er sehr wunderbar. Wenn irgend jemand etwas gegen den Verstorbenen einzuwenden habe, so solle er nur vortreten, er werde ihn schon zum Stillschweigen bringen! Es hat sich natürlich niemand gemeldet, und so konnte B. Dressel dann fortfahren: „Unser alter, guter Freund ist ein Mann ohne Furcht und Tadel gewesen, gerecht und liebevoll gegen jedermann.“

So lebten wir glücklich und dankbar in Gütergoh. Lange erhielt ich keine Antwort über meine Bewerbung um die Pfarrstelle im Großen Militärwaisenhaus in Potsdam. Der Feldmarschall schickte mir einen Brief des Herrn Kriegsministers von Ramede, in welchem dieser erklärte, jeder Wunsch des Generalfeldmarschalls sei ihm Befehl. Bald aber erhielt ich vom Kriegsministerium die Nachricht, ich sei zwar für die Pfarrstelle am Militärwaisenhaus in Aussicht genommen, aber zurzeit sei dieselbe gar nicht vakant, da gegen die Wahl des bisherigen B. Nagel in Vinum Protest erhoben sei. Sobald aber Nagel in das Pfarramt Vinum definitiv eingeführt sei, würde auch die Pfarrstelle in Potsdam besetzt werden.

Sobald meine Berufung nach Potsdam dort rüchbar geworden, haben wohl so manche sich gefreut, andere den Kopf

geschüttelt. Vom Hofprediger Rogge hörte ich den Ausspruch: „Ranke — kein Gedanke!“ Da nun Rogge der Schwiegersohn des Feldprobstes Thielen war, so hielt ich es für richtig, wenn ich auch zu Thielen ginge, um ihn um Unterstützung beim Kriegsministerium zu bitten. Er empfing mich überaus freundlich; als ich ihm aber meine Bitte vortrug, verstummte er zuerst und erklärte, mit der Besetzung dieser Pfarrstelle habe er nichts zu tun. Darauf wandte er das Gespräch auf die Pfarrstelle im Militär-Mädchenwaisenhaus in Schloß Preßlau. Auch diese Stelle hat das Kriegsministerium für sich beanprucht. Ja selbst gegen den Wortlaut der Militärkirchenordnung, welche für die Geistlichen im Examen die Nummer 2 vorschreibt, habe das Kriegsministerium bei der Besetzung den Prediger berufen, der die Nummer 3 erhalten. Sein Einspruch sei vergeblich gewesen. Als ich dann bemerkte, das könnte auf mich nicht eine Rückwirkung haben, da ich im zweiten theologischen Examen die Nummer 2 erhalten habe, da änderte sich die Stimmung beim Feldprobst Thielen gar sehr. Er erklärte mir, ich sei ihm ein sehr sympathischer Bewerber um die Stelle; er würde mich, sobald er gefragt würde, warm empfehlen. Sie sind mein Mann! So war das eine Hindernis überwunden. Nun galt es: warten! warten!!!

In Gütergoh hatte ich zum erstenmal ein evangelisches Pfarramt zu verwalten, das war weder in Nancy noch in Berlin der Fall gewesen. So manche kleinere und größere Verwaltungssachen waren zu erledigen. Die Kirchengelder waren zu verwalten. Das Kapital, in mündelsicheren Papieren angelegt, war in einem großen Kasten geborgen, welcher drei Schlüssel hatte, jeder zu einem besondern Schloß. Die drei Schlüssel waren verteilt an den Pfarrer und an zwei Kirchenälteste. Wollte ich nun Papiere herausnehmen oder hineinlegen, so mußten die beiden Kirchenältesten erscheinen und mit mir den Kasten öffnen. Auch eine Jahresrechnung wurde im Laufe des Jahres vom Pfarrer angefertigt und vom Gemeindefürsorge geprüft. Dann gingen die Jahresrechnung und der neue Etat nach Potsdam, wo damals noch die königl. Regierung die Kirchaufsicht hatte. Die Jahresrechnung wurde in ein großes dices Buch geschrieben, das hatte für mich so manche kleine Unbequemlichkeiten. Auch andere offizielle Schreiben gingen mir zu, die ich zum Teil nicht verstand, zum Teil nicht gehörig beachtete. Das lag alles daran, daß uns Theologen damals noch das Vikariatsjahr fehlte, welches die jungen Theologen, welche sich auf das Pfarramt vorbereiteten, in alle diese Fragen einweihte und verständlich machte. Fast spaßhaft dünkte es mich, was ich mit der Kurrende erlebte. Der Sup. Hofprediger Dr. Friedrich Strauß war ein sehr ordentlicher, in seiner Ordnung fast penibler Herr. Alle Monate ging eine Kurrende in der ganzen Diözese Potsdam I herum. Ein lieber, alter Mann mit Namen Arndt hatte auf seinem Rücken einen großen vierseitigen Kasten, welcher die Kurrende und alle offiziellen Schreiben enthielt, welche die Pfarrämter von den Behörden erhielten. Mir war von der Kurrende nichts gesagt worden, und so war ich das erste Mal nicht zu Hause, als der brave Arndt erschien, um die Kurrende zu überbringen. Auch das zweite Mal machte ich mich gerade auf den Weg, auszugehen, als Arndt erschien. Ich muß nun gerade nicht sehr höflich gewesen sein, wenigstens beklagte ich Arndt in den nächsten Pfarrhäusern über schlechte Behandlung meinerseits. Da erschien dann bei der dritten Kurrende eine Mitteilung des königl. Superintendents: in letzterer Zeit seien von einigen jüngeren Amtsbrüdern die Kurrende noch nicht in geeigneter

Weise beachtet worden. Er mache darauf aufmerksam, daß die Erledigung der Kurrende eine der wichtigsten Amtsgeschäfte des Pfarrers sei, und bitte alle, sich der Erledigung derselben in Treue und Umsicht anzunehmen. Dann fuhr der gute Hofprediger Strauß fort: Die h Kurrende. Das erregte natürlich den Spott der jungen Geistlichen. Strauß hatte unter dem h die heutige Kurrende verstanden wissen wollen, wir aber nannten sie nun die heilige Kurrende. In übrigen hatte Strauß ganz recht, wenn er auf sorgfältige Erledigung der eingegangenen Schreiben drang. Wie oft muß ein Superintendent einen Bericht über die ganze Diözese machen, fehlen da die Mitteilungen aus einer Parodie, so ist die ganze Zusammenstellung unzulänglich und unbefriedigend. Strauß hat bald darnach seine Superintendentur niedergelegt, sein Nachfolger Sup. Pechholz hat keine Schwierigkeiten weiter mit der Kurrende gehabt.

Ich fuhr einst von Potsdam nach Neubabelsberg. Da sah ich in Potsdam auf dem Bahnhof einen älteren Offizier, den ich nicht kannte und dessen Uniform mir auch unbekannt war. Ich fragte also den Oberinspektor des Bahnhofs, wer der Herr wäre. Da antwortete er mir: „Der neue Direktor des Waisenhauses!“ Da stieg ich in dasselbe Kupee ein, in welches dieser Herr Oberst eingestiegen war. Bald kamen wir in ein Gespräch. Er war auf dem Wege zum Kriegsministerium, um sich da zu melden. Da hielt ich es doch für meine Pflicht, mich vorzustellen. Auch Oberst v. Doering hatte von meiner Bewerbung gehört und sprach erfreut, mich kennen zu lernen. Er nannte mich wiederholt „Euer Hochwohlgeborer“, erzählte viel von seiner Wahlstädter Zeit und freute sich, nach Potsdam berufen zu sein. Nun nahmen wir Abschied, ich wanderte nach Gütergoh zurück.

Ich kann das Jahr nicht mit Bestimmtheit angeben, in welchem Frau von Bleichröder gestorben ist. Raum war die Trauerhochzeit im Dorf bekannt geworden, so kamen vom Gemeindefürsorge zwei Vestehe zu mir und meinten, es müsse doch auch für Frau von Bleichröder das für die Gutsherrschafft übliche Trauergeläute stattfinden. Ich war doch darüber erstaunt, wollte mich aber mit dem Gemeindefürsorge nicht verzeihen und schlug vor, daß zwei vom Gemeindefürsorge zum Sup. Pechholz fahren und ihn um die Erlaubnis bitten sollten. Ich würde jede Erläuterung des Superintendenten gutheißen, und sie mühten sich darin auch fügen. Ich war nämlich der Ueberzeugung, der Superintendent würde die Erlaubnis nicht geben. Aber Pechholz gab diese Erlaubnis doch. So ist denn 8 oder gar 14 Tage für die verstorbene jüdische Frau von Bleichröder alle Tage von 12 bis 1 Uhr mit allen Glocken der Kirche geläutet worden.

Auch an Reisen während meiner Gütergoher Zeit hat es nicht gefehlt. Außer den beiden Reisen zur Brunnen- und Badekur nach Rissingen 1879 und 1881 bin ich mit meiner Gattin 1880 im Harz gewesen. Diese Reise würde ich ganz vergessen haben, wenn nicht mein Vater mir aus derselben einen ersten Vorwurf gemacht hätte. Er schob nämlich den Tod meines kleinen Lohars dem Umstand zu, daß meine Gattin zuviel gewandert sei und dadurch die Geburt eines lebenskräftigen Kindes vereitelt habe. Ich konnte das nicht zugeben, war vielmehr der Ueberzeugung, daß dieses schmerzliche Ereignis auf ganz anderen Voraussetzungen beruhte, die hier nicht berührt werden sollen. Noch eine zweite Harzreise habe ich unternommen, nach Wernigerode. Dort hatte ich mich mit Pastor Quantz verabredet. Beim Mittagessen trafen wir einen Pastor Frid aus Magdeburg, der später nach Barmen übersiedelte. Ich habe mich über dessen ungemein großes Talent gefreut, ein theologisches Gespräch zuwege zu bringen und fortgesetzt frisch zu erhalten.

Endlich habe ich noch eine Reise als Präses des östlichen Jünglingsbundes nach London unternommen. Dort war in dem Londoner Christen Young Men Association ein Weltkongreß der evangelischen Jünglingsvereine ausgeschrieben, an dem ich gern teilnehmen wollte. Ich logierte beim Haupt dieser Gesellschaft, Mr. George Williams, der mich sehr freundlich in seinem schönen Hause aufnahm. Die Versammlungen fanden im Exeter Hall statt. Am Sonntag ging ich mit meinem Gastgeber in seine Parochialkirche. Was mich an der an sich nicht sehr schönen Kirche freute, war die außerordentlich gute und bequeme Art, wie für jeden Kirchenbesucher gesorgt war. Es fehlte in den Stühlen nicht der Leppich; jeder hatte einen bequemen Platz mit der Kniebank, in einem kleinen Schrank wurden das Gebetbuch, eine Bibel, ein Gesangbuch aufbewahrt. Kurz, für die Bequemlichkeit eines jeden Zuhörers war gehörig gesorgt. In der Woche waren wir auf den schönen Besitz einer Dame geladen. Dort war auf den Terrassen zum Schlosse für die vielen Teilnehmer mit Tee und Brötchen und Kuchen reichlich gesorgt. Am Sonntag abend habe ich Spurgeon in seinem so großartigen Metropolitan tabernacle besucht und mich an seiner so ernsten und tiefen, aus der Herzenserfahrung geschöpften Weise ebenso erbauet, wie an der alle Plätze füllenden Gemeinde. Erst am Freitag war der Kongreß geschlossen. Ich habe die Versammlung nach Berlin zu einem weiteren Kongreß geladen. Sonnabend spät in der Nacht fuhr ich nach Gütergoh zurück und mußte am Sonntag früh bis zum späten Nachmittag an fünf Orten Gottesdienst halten. Hier in

London habe ich auch Herrn von Schlömbach kennen gelernt, der dann nach Berlin kam und dort eine große Evangelisationsarbeit verrichtet hat.

Endlich in der Adventszeit erhielt ich die gute Nachricht, daß ich am ersten Sonntag nach Epiphania, am 8. Januar 1882, vormittags 10 Uhr, in Berlin in der Garnisonkirche meine Präsentationspredigt halten solle. Etwa 8 Tage vor dem Sonntag ging mir der Befehl des Feldprobstes zu, die Predigt so kurz wie möglich zu machen, sicherlich nicht länger als 10 Minuten zu predigen. Der Grund der Kürzung der Predigt war die strenge Kälte. So bin ich denn, nachdem ich meine Predigt in Gütergoh vollständig aufgeschrieben und im Kopf hatte, am Sonnabend zu P. Diestelkamp nach Berlin gegangen. Diese wohnten nicht mehr im Eiskeller. Sie hatten ein schönes großes Pfarrhaus in der Nazarethkirche sich erbaut. Dort blieb ich die Nacht und fuhr am Sonntag nach der Garnisonkirche. Meine Predigt war weder zu lang noch zu kurz, sondern der Kälte angemessen. Divisionspfarrer Wölsing hat sich nachher sehr lobend über die Predigt ausgesprochen. In der Hofloge sah Sr. Excellenz der Kriegsminister v. Kameke und der Direktor des Verpflegungsdepartements Generalleutnant v. Harttrodt, zugleich der Vorsitzende des Direktors des großen Militärwaisenhauses zu Potsdam und Schloß Bretsch. Dieser letztere kam zu mir in die Sakristei, um mir, auch im Auftrage des Kriegsministers, zu gratulieren. Der Feldprobst Thielen war zugegen, auch er war von der Predigt erbaut, mir war mein Kneifer mir wiederholt von der Nase gefallen, und ich hatte denselben dann wieder aufgesetzt, das hatte dann Thielen nicht gefallen, mir freilich auch nicht. So war der Gottesdienst ohne Störung rechtzeitig zu Ende gegangen. Ich fuhr zu Diestelkamp zurück, ab dort noch zu Mittag und ging dann zu den heimatlichen Eltern nach Gütergoh zurück. Was mir mein Kommen nach Potsdam gehindert hat, kann ich nicht sagen. P. Nagel ging Mitte März nach Linum. Er hatte mich noch gebeten, ich solle die Konfirmation der Zöglinge vor meiner Einführung noch übernehmen. Ich habe das sehr gern versprochen, erklärte aber, ich möchte tags zuvor die Konfirmanten noch vor der Konfirmation sehen und mich mit ihnen unterhalten. So ging ich denn am Tage vor der Konfirmation in das Installsgebäude in der Lindenstraße. Dort waren die zu konfirmierenden Knaben in einem Klassenraum der Militärschule aufgestellt. Ich habe eine biblische Besprechung mit ihnen gehalten und mich über die adrette Art der Antworten gefreut. Wir hat diese Stunde den Mut gegeben, die jungen Leute am kommenden Tage einsegnen zu können. Die Konfirmation fand in der Garnisonkirche um 9 Uhr vormittags statt. Meiner Einsegnungsrede legte ich das Wort Offenbarung Johannes 2. Vers 10: Sei getreu bis an den Tod, so werde ich dir die Krone des Lebens geben, zugrunde. Der Oberst v. Doering wohnte dem Gottesdienst bei. Nachher unterhielten wir uns. Er hoffte, daß ich mir bald ganz kommen und mein Amt übernehmen würde. Das lag nun nicht an mir. Es hatten noch viele Instanzen ihr ja zu geben, so daß ich erst am Sonntag Jubilate, am 30. April 1882, in mein Amt eingeführt werden konnte.

In Gütergoh hatte ich erst noch die Konfirmation zu vollziehen, noch einmal, am Karfreitag, Jesus den Gekreuzigten zu verkünden, zu Ostern fröhlich Christ ist erstanden zu rühmen und meine Abschiedspredigten in Dreetz und Gütergoh zu halten. Dankbar bin ich meinem Gott allezeit geblieben, wie die Gemeinder mein Abgehen beklagten. Wiederholt mußte ich versichern, daß kein Grund der Trennung in einem Zwiespalt zwischen der Gemeinde und mir bestehe. Dann wurden die Möbel auf dem Wagen verpackt, und meine Frau und zwei Kinder und zwei Dienstmädchen fuhrten getrost und glücklich nach Potsdam hinein.

Laufgebräuche auf Helgoland

NDW. Auf der Insel Helgoland hat sich, wie Wilhelm Krenkel in seinem Büchlein „Auf Helgoland“ erzählt, bei der Kindtaufe bis auf den heutigen Tag ein seit Jahrhunderten geübter, eigenartiger Brauch erhalten. Wenn wieder einmal ein kleiner Helgoländer im Arme der Mutter seinen ersten Kirchgang antritt, um die christliche Taufe zu empfangen, erscheint mit dem jungen Paare und den Vätern auch eine Schar Kinder; die jüngsten, kaum 3- oder 4jährigen, marschieren an der Spitze, die größeren bilden den Schluß des Zuges. Jedes Kind trägt in der Hand ein Glas (oder einen Becher mit Wasser. Während das junge Paar mit dem Taufstein vor dem Taufstein Platz nimmt und der Geistliche hinzugefahren ist, ziehen die Kinder um den Taufstein herum und entleeren die Becher in das Taufbecken. In sinniger Weise helfen sie so dem kleinen Erdenbürger zu der Weisheit, die sie selbst einst an dieser Stelle empfangen. Während der Taufhandlung falten die Kinder andächtig die Hände, und wenn der Pastor die letzten Segensworte gesprochen, begleiten sie den kleinen Taufling in feierlichem Zug wieder aus der Kirche heraus.

Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertretten. Einwendungen und Anfragen sind zu richten an Richard Kieser, Gröben, Post Ludwigsfelde.